



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Entwicklung des Naturgefühls.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

bedenklich, und niemand kann sagen, wie bald sich die Geschichte von 1848 wiederholen kann. Damals that uns die Sache nichts, obwohl wir schlecht gerüstet waren. Heute wird sie uns noch weniger als damals etwas thun können, weil wir gut gerüstet sind. Danken wir dafür denen, welchen dafür Dank gebührt, der vorsorglichen Regierung und den Einsichtigen und Willigen in der Volksvertretung.



## Die Entwicklung des Naturgefühls.



n der Deutschen Rundschau (1879, XIX, S. 257) sagt Du Bois-Reymond in einem Aufsatz über Friedrich II. und Jean Jacques Rousseau: „Vergeblich sucht man in der antiken, mittelalterlichen, neueren Litteratur bis zum vorigen Jahrhundert nach dem Ausdruck dessen, was wir Naturgefühl nennen.“ Nach seiner Meinung blieben Altertum und Mittelalter auf dem niedrigen Nützlichkeits- oder Schädlichkeitsstandpunkte stehen: „Es fehlte der Menschheit die Fähigkeit, überhaupt die Natur auf sich wirken zu lassen und durch deren verschiedene Ansicht verschieden gestimmt zu werden.“

Diese Meinung ist freilich schon oft widerlegt worden, z. B. durch Karl Woermann 1871 in seiner Schrift „Über den landschaftlichen Natursinn der Griechen und Römer,“ und später durch Alfred Biese in seinem Buche „Entwicklung des Natursinnes bei den Griechen und Römern,“ und man fragt sich, wie es möglich ist, daß ein hervorragender Naturforscher unsrer Tage noch immer an dieser einseitigen Ansicht festhalten kann. Der nächstliegende Grund dafür ist wohl in der geschichtlichen Überlieferung zu suchen, welcher diejenigen am blindesten zu folgen pflegen, die sonst am meisten die Prinzipien des freien und unabhängigen Denkens preisen. Seitdem Schiller 1795 seine berühmte Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung veröffentlicht hatte, sind alle Ästhetiker mehr oder weniger der Ansicht treu geblieben, daß antik und naiv, modern und sentimentalisch mit einander gingen; und wenn das Altertum in allem Dichten und Trachten durch die naive Sinnesweise charakterisirt sein sollte, so schloß man daraus, daß es sich zu unserm reich entwickelten Gefühlsleben wie eine nüchterne, nur auf praktischen Nutzen bedachte Zeit verhalte, etwa wie eine kindliche Vorstufe zu der reichen Gedankenwelt des erwachsenen Menschen. Man bedachte nicht, daß Schiller weder ein sehr großer Historiker, noch ein besonders tiefer Kenner des Altertums war; bat er doch in demselben

Sahre, in dem er jene Abhandlung verfaßte, Wilhelm von Humboldt um Anleitung zur Erlernung der griechischen Sprache! Wie manche poetische Lizenz in seinen Dramen müssen wir ihm aus Rücksicht auf den idealen Schwung seiner dichterischen Gestaltungskraft nachsehen! Ohne Zweifel sind wir heutzutage viel besser imstande, den wahren Geist des Altertums zu verstehen. Namentlich die Vorstellung, daß die alten Griechen stets so heiter und froh in Natur und Welt hineingesehen hätten, wie Kinder in die Kinderstube, hat sich längst verflüchtigt.

Aber nicht allein die mangelhafte Kenntnis des Altertums ist an der schiefen Beurteilung des Naturgefühls bei Griechen und Römern im Altertum und Mittelalter schuld, es ist auch für den Naturforscher bestechend, den Gedanken der Entwicklung, dem besonders durch Hegel eine ganz unberechtigte Ausdehnung gegeben wurde, auch auf die Äußerungen des Naturgefühls durch alle Jahrhunderte hin anzuwenden. Wenn sich wirklich die Fähigkeit des Menschen, die Natur auf sein Gefühl wirken zu lassen, erst seit Rousseau bei uns entwickelt hat, dann ist wieder ein Glied der Kette in jener großen Theorie ausgeführt, welche die Menschheit sich beständig vom Unvollkommenen zum Vollkommenen weiter entwickeln läßt. Aber auch diese Entwicklungstheorie hat bereits so viel handgreiflichen Irrtum verschuldet, daß man gut thut, etwas kritischer zu Werke zu gehen. Auch Servinus z. B. sagt irrigerweise in seiner Geschichte der deutschen Dichtung, daß die Freude an der Natur zwar den Griechen und Römern vollständig gefehlt habe, aber dem germanischen Menschenschlage sei sie von den frühesten Zeiten her eigen gewesen.

Sicherlich war es eine hoch interessante Aufgabe, der sich neuerdings Alfred Biese unterzogen hat, an der Hand eines möglichst umfassenden litterarischen Materials zu prüfen, was denn eigentlich an der Entwicklungstheorie des Naturgefühls wahr sei.\*) Der gelehrte jugendliche Verfasser scheint diese Aufgabe in der That in seinem neuesten Buche würdig gelöst zu haben. Freilich macht die außerordentlich reiche Fülle des bearbeiteten Stoffes es keineswegs leicht, darüber zu urteilen, denn nicht jedem stehen so umfangreiche Kenntnisse der Litteratur zu Gebote. Im höchsten Grade interessant ist es aber schon, zu sehen, wie der Verfasser anfänglich offenbar der allgemeingiltigen Entwicklungstheorie zu dienen gedachte — schon der Titel des Buches deutet darauf hin —, wie er aber durch die eigne Vertiefung in den reichen Stoff und seine gesunde Kritik bald zu dem Ergebnisse kam, daß jedes Zeitalter seine eigne Entwicklung aufweist, und die beständig durch alle Zeiten fortschreitende Entwicklung nur in unsrer Phantasie lebt. Es ist erfreulich zu sehen, wie der Verfasser an der Hand sorgfältigster Einzelstudien dahin geführt worden ist,

\*) Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Von Alfred Biese. Leipzig, Veit u. Co., 1888.

immer sicherer und selbstbewußter dem hohlen Phrasentum aus der Hegelschen Schule entgegenzutreten.

Der Sinn für die Natur hat in der That keinem Zeitalter und keinem Volke jemals gefehlt. Man muß sich nur darüber klar sein, was man unter dem Begriffe Naturgefühl zu verstehen hat. Der moderne Naturforscher nennt es: die Fähigkeit, Eindrücke aus der Natur aufzunehmen und auf unsre Stimmung wirken zu lassen. Eine solche Fähigkeit überhaupt sich entwickeln zu lassen, ist nur einem Naturforscher möglich, dem das Wort Entwicklung zur Erklärung für alle unverstandnen Erscheinungen dient, und der von angeborenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes nichts weiß. Fähigkeiten müssen vorher da sein, ehe sich irgend welche Leistungen entwickeln können. Die Leistungen aber, aus denen wir auf die Fähigkeit der künstlerischen Naturbetrachtung schließen, treten uns in der Poesie, in der Malerei und in der Gartenkunst entgegen.

In der Erklärung des Begriffes Naturgefühl zeigt sich bei Viese eine viel weiter vorgeschrittene, bedeutend reifere Auffassung. Er versteht darunter nicht allein die Wirkung der Natur auf unser Gemüt durch das bloße Aufnehmen äußerer Eindrücke, sondern er weiß sehr wohl, daß der Eindruck, den wir von der Natur empfangen, vorher von uns selbst in sie hineingelegt wird. Mit dieser Einsicht hellt sich wie mit einem Zauberschlage unendliches Dunkel auf, das vorher über dem Gegenstande gelagert hatte, und viele Rätsel lösen sich wie von selbst. Denn wenn unser Gemüt selbst die Eindrücke bestimmt, die wir empfangen, so ist es klar, daß diese ganz verschieden auf uns wirken müssen, je nachdem unser Gemüt gestimmt ist und unsre geistigen Anlagen verschieden ausgebildet sind. Ganzen Geschlechtern und Völkern in alter Zeit den Natursinn abzusprechen, würde nun so viel heißen, als ihnen überhaupt verschiedene Stimmungen des Gemütes abzusprechen, als hätte es im Altertum keine Freude und keine Trauer, kein Glück und kein Unglück, überhaupt kein wirkliches Leben gegeben. Dagegen ist es sofort leicht ersichtlich, daß zu verschiedenen Zeiten das Gefühl für die Natur sich verschieden äußern mußte je nach der Begabung, dem Schicksal und der geistigen Entwicklung der Menschen und Völker. Wenn heutzutage ein großer Mathematiker uns von dem hohen und eigentümlichen Genuße berichtet, den ihm das mathematische Spiel der Wellenlinien bereitet, wenn er von der höchsten Klippe Rügens weit ins Meer hinauschaud, neben ihm aber vielleicht eine poetisch gestimmte Malerin gar nicht auf diese Linien achtet, sondern durch die Farben des Meeres und der Wellen sowie der Luft und der Wolken darüber sich begeistert fühlt, wem sollen wir da das höher entwickelte Naturgefühl zuschreiben? Das Naturgefühl muß notwendig selbst in derselben Zeit in verschiedenen Menschen ganz verschieden sein, und offenbar ist nichts so thöricht, als von einem einzelnen Beispiele, das wir zufällig antreffen, allgemeine Schlüsse auf ein ganzes Volk oder Zeitalter

zu ziehen. Der mecklenburgische Landmann äußert doch auch Natursinn, wenn er seine Freude hat an einer ebenen Gegend, die nichts andres zeigt als Kornfelder, welche nicht einmal durch Hecken oder Bäume unterbrochen werden. Vielleicht mischt sich seiner Freude etwas von der egoistischen Hoffnung auf die künftige Ernte bei, aber sein ganzes Sinnen und Fühlen ist nun einmal in dieser Richtung ausgebildet; ähnlich wie ihn beim Anblick kriegerischer Reiterstatuen vielleicht vorzugsweise die Rasse der Pferde interessiert. Während der naive Bewohner eines Gebirgslandes wohl den Schrecken und das Grauen kennt, mit welchem Einsamkeit und nächtliche Stürme seine Seele erfüllen, während er sich freut, in traulicher Hütte sichern Schutz zu finden, treibt es zu derselben Zeit den sentimentalen Dichter aus dem Treiben der zivilisirten Städte hinaus in die Wildnis, und Geibel singt:

Mein Herz, das im Gewühl verdorrte,  
Hier fühlt sich heimlich erwacht.  
Die Wildnis lehrt mich ernste Worte,  
Und Rätsel deutet mir die Nacht.

So war es aber zu jeder Zeit, und bei jedem Volke, welches uns Spuren seiner Kunst hinterlassen hat, können wir eine Art der Entwicklung des Natursinnes nachweisen, welche vom Naiven zum Sentimentalen oder Empfindsamen-Romantischen fortschreitet. Die letztere Art muß wohl als eine höhere Entwicklungsstufe betrachtet werden, erhält freilich auch leicht krankhafte Beimischungen durch künstliche Übertreibungen. Erst wenn nach affectirter Empfindsamkeit ein gewisser Überdruß und Widerwille gegen solche Erscheinungen in Poesie und Malerei entstanden ist, kann aus entschiedener Umkehr zum natürlichen Gefühl die volle Kraft und Gesundheit Goethischer Dichtung entspringen.

Es ist selbstverständlich, daß der künstlerische Genuß beim Anschauen der Natur erst dann stattfinden kann, wenn das, was wir sehen, nicht ein Gegenstand der Besorgnis, der Furcht oder der auf Nutzen gerichteten Begierde ist. Nur da kann von Naturgenuß die Rede sein, wo edlere, freiere Regungen der Seele in Einklang gesetzt werden mit der sinnlichen Wahrnehmung, und wir uns dieses Einklanges mindestens dunkel bewußt werden. So lange man selbst fürchten muß, mit dem eignen Schiffe zu scheitern, so lange kann man am Stürme und am Tosen der Wellen keine Freude haben, aber ein Bild solcher Gefahren, vom sichern Standpunkte aus betrachtet, kann unsre Stimmung freudig erheben. Dem Reisenden im Gebirge können zwar heutzutage die Ausichten nicht groß genug, die Abgründe nicht schroff, die Wasserfälle und selbst die Lawinen nicht wild und donnernd genug sein, denn unsre Erfahrung hat uns, zuweilen freilich nur zu voreilig, die Überzeugung eingeblößt, daß wir schon mit allen Mitteln der Kultur mit heiler Haut davon kommen und keinen Schaden leiden werden; aber der Bewohner der Ebene, der zum ersten male die steilen,

hohen Felsenmauern der Alpen gen Himmel ragen sieht, wird sich doch nicht gleich jedes Schauers erwehren, wenn er die unzulängliche Menschenkraft mit den ungeheuern Mäßen der Natur vergleicht.

Diese Verschiedenheiten sind in jedem Zeitalter zu finden. Als Hannibal seine erschöpften Karthager auf der letzten Paßhöhe dadurch zu ermutigen suchte, daß er ihnen die wundervolle Aussicht auf die italienische Ebene zeigte, da wußte er wohl, daß nicht der künstlerische Genuß der Natur ihre matten Lebensgeister aufrichten konnte, sondern nur die Hoffnung auf reiche Beute und Schwelgerei. Und in unsrer Zeit giebt es manche verständige und gebildete Menschen in der Schweiz, die es beklagen, daß ihr Leben durch die heimatlichen Berge von so vielen Gefahren umgeben und der Verkehr von Ort zu Ort so sehr erschwert sei. Weil eben die Freude an der Natur nicht die bloße Wirkung der Wahrnehmung auf unser Gemüt ist, sondern erst dann entstehen kann, wenn wir selbst unser Gefühl mit dem, was wir anschauen, in Einklang setzen, wenn wir die Erregungen der eignen Seele gleichsam hineintragen in die Natur, darum müssen zu allen Zeiten die aller verschiedensten Äußerungen des Naturgefühls stattgefunden haben. Wenn Cäsar beim Übergang über die Alpen für die Schönheit derselben keinen Sinn hatte, sondern seine Tagebücher mit historisch-politischen Erwägungen füllte, so dürfen wir daraus nicht schließen, daß die Römer überhaupt kein Naturgefühl gehabt hätten. Ein einziger Blick in jener Zeit auf die zahllosen Willen in den Albaner Bergen oder am Seestrand würde uns eines Bessern belehren. Aber es wird eben das Menschengemüt nicht allein durch äußere Eindrücke bestimmt, und wer den Kopf voll großer politischer Gedanken hat, der kann auch heute noch für die herrlichsten Aussichten in der Natur ganz unempfindlich sein.

So führt uns denn der Verfasser an der Hand der Geschichte durch die Poesien aller bekannten Länder und Völker hindurch bis in unsre Tage. Er weist nach, wie die Orientalen, zumal die Indier und Perser, den ausgebildetsten Natursinn hatten. In ihren Naturschilderungen, die sich mit ihren Mythen eng verbinden, ist überall eine Überschwänglichkeit des Gefühls, gegen welche unsre sentimentalen Dichter des vorigen Jahrhunderts weit zurückstehen. Die Phantasie der Orientalen geht überall ins Maßlose und Ungeheure, so auch in den Naturschilderungen. Bei den Juden nimmt dann das Naturgefühl einen gemäßigteren Charakter an, gezügelt durch den ernstern religiösen Sinn, der sie bewog, in allen Naturerscheinungen die Allmacht und Größe des Schöpfers zu verehren, wie sich das namentlich in den Psalmen ausspricht. Das wunderbar begabte Volk der Hellenen aber fand, wie in allen Gebieten der Kunst, so auch in den Schilderungen der Natur frühzeitig das Gleichmaß ewiger Schönheit. Das naive Naturgefühl der homerischen Gesänge ist allem, was sich davon in der germanischen Heldensage findet, weit überlegen. Einfach, kurz und knapp andeutend sind, wie im Nibelungenliede und in der Gudrun, so auch bei Homer

alle Naturschilderungen, aber während sie dort geradezu dürftig genannt werden müssen, so tragen alle Beiworte bei Homer, die sich auf Naturerscheinungen beziehen, das Gepräge der feinsinnigsten, geradezu liebevollen Beobachtung, von der rosenfingrigen Morgenröte bis zur purpurnen Woge des Meeres und den weinfarbigen schleppfüßigen Kindern. Hat doch der große Physiologe Ernst von Bär geglaubt, aus der genauen Beschreibung der Bucht der Lästrygonen bei Homer nachweisen zu können, daß damit der Hafen von Balaklava in der Krim gemeint sein müsse, und daß die Schilderung des Landes der Cyclopon mit den an vielen Orten aufsteigenden Rauchsäulen nicht auf Sizilien, sondern vielmehr auf die wunderbar vulkanische Gegend zwischen dem Ajoschen und Kaspiischen Meere zu beziehen sei.

Auch die Griechen haben späterhin, etwa von Euripides' Zeit an, die Periode des naiven Naturgefühls überschritten und eine sentimentale Dichtung ausgebildet, die sich wieder unsrer sentimentalen Periode des Rokoko- und Zopfzeitalters vergleichen läßt. Im Hellenismus, der in Alexandrien und unter der Herrschaft der Römer die höchste Stufe der Entwicklung erreichte, finden wir eine übermäßig sentimentale Richtung und eine gekünstelte überzierliche Manier der Dichtung, die entschieden als eine krankhafte Entartung betrachtet werden muß. Hätten unsre sentimentalen Naturdichter des vorigen Jahrhunderts das Altertum in so eindringender Weise gekannt, wie es unsern Kenntnissen zu Gebote steht, sie würden sich wahrscheinlich gehütet haben, in dieselben Fehler zu verfallen wie jene Spätgriechen.

Den Römern erlaubte ihre ursprünglich nüchterne und verstandesgemäße Sinnesweise nicht, so farbenprächtige Dichtungen hervorzubringen wie die Homerischen Gesänge; ihre Naturpoesie galt vorzugsweise dem Nützlichen des Ackerbaues und verband sich später mit den gekünstelten Formen des Hellenismus. Desto gründlicher wußten sie ihr Naturgefühl durch die herrlichsten Willenbauten und Gartenanlagen sowie erstaunliche Werke der Wasserbaukunst zu befriedigen, aus deren Resten wir nur noch ahnend die frühere Herrlichkeit erschließen können.

Durch alle Zeit geht der Kreislauf vom naiven zum sentimentalen Naturgefühl, von der gesunden, kräftigen Empfindung und Anschauung zur gekünstelten, krankhaft übertreibenden Poesie, und wieder von dort mit höherem Bewußtsein zurück zum gesunden und naiven Ursprünglichen, wenn einem Volke seine Schicksale gestatten, sich wie das deutsche Volk aus Zuständen des Verfalles und der Schwäche zu neuer Kraft empor zu schwingen. Die sentimentale Naturpoesie findet sich auch im Mittelalter bei den Minnesängern, die maßlose Überschwänglichkeit der Empfindung auch bei den Entdeckern der tropischen Länder und der neuen Welt. Das Christentum hatte oft den Einfluß, daß die Natur nur wie im alten Judentum als Beweis von der Macht des Schöpfers aufgefaßt, oft auch, wie in manchen Produkten der Klosterpoesie, in naiver Weise

das Nützliche im Feld- und Gartenbau hervorgesucht wurde. Überall zeigt sich die innigste Wechselbeziehung zwischen Naturempfindung und Volkscharakter. Dieser wird nicht allein durch die Natureindrücke bestimmt, sondern der durch ursprüngliche Anlagen und Schicksale entwickelte Volkscharakter bestimmt auch den Ausdruck unsers Naturgefühls in der Kunst.



## Das Geschlecht Textor, Goethes mütterlicher Stammbaum.

Von H. Dünker.

(Fortsetzung.)



Im frühesten Morgen des 19. Februar 1731 wurde Textor seine Tochter Katharina Elisabeth geboren, welche die Mutter von Deutschlands größtem Dichter werden sollte. Paten waren die beiden Großmütter Maria Katharina Textor und die abwesende Katharina Elisabeth Juliane Lindheimer, deren beide erste Namen das Kind erhielt. Getauft wurde sie an demselben Tage von dem befreundeten Pfarrer Schleiffer. In demselben Jahre rückte Textor auf die aus vierzehn Mitgliedern meist älterer Frankfurter Geschlechter bestehende Schöffenbank. Daß er unter den drei Gewählten sich befinden und die goldne Kugel für ihn entscheiden werde, hatte ihm am Morgen des Wahltages ein Traum offenbart; er hatte vier Kugeln gesehen, von denen eine in der Mitte geteilt war, was er später darauf deutete, daß bei der ersten Umfrage Stimmengleichheit zwischen ihm und einem andern Rathsherrn stattgefunden hatte. Ein dritter, Anfang 1733 geborner Sohn, Heinrich David Wolfgang, starb, wie die beiden ersten Söhne (David Wolfgang und Johann Wolfgang) bald nach der Geburt. Im Jahre 1732 war der zwischen dem Räte und der Bürgerschaft lange bestehende Streit durch einen kaiserlichen Erlaß notdürftig beigelegt worden, der einen beständigen Ausschuß von einundfünfzig Bürgern einsetzte. Die im Mai 1734 von dem französischen Heere der Stadt drohende Gefahr zog glücklich vorüber; ein sehr merkwürdiger Traum hatte dies dem besorgten Schöffen vorher verkündet, der „Gott danke,“ daß er eingetroffen war. In der Nacht vor dem Eintreffen der Aufforderung des französischen Intendanten, die Stadt solle wegen einer Kriegskontribution Abgeordnete nach dem Lager im Elsaß senden, sah er die Grundsäulen des Römers sich lebhaft bewegen, kurz darauf aber wieder feststehen. In demselben Jahre war seine Familie durch eine zweite